

kundigen Männern. Lehrern ihres Volkes, die nicht nur „Lehrmeister“, sondern „Lebemeister“ waren, erfahren in den geistlichen Dingen und den Menschen liebevoll zugeneigt. „Denn je mehr Weisheit ein Mensch hat, zu desto mehr Wirken ist er verpflichtet.“ ... Die Liebe zum Nächsten, der Dienst der Barmherzigkeit an Armen und Geringen erscheint auch hier von entscheidender Bedeutung ... G. L.

Klaus-Dietrich Schunck: Benjamin. Untersuchungen zur Entstehung und Geschichte eines israelitischen Stammes. (Beihfte zur Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 86.) Berlin 1963. Verlag T. Töpelmann. 188 Seiten.

Die vorliegende Studie führt uns zurück ins 13. vorchristliche Jahrhundert, in dem die Vorfahren des Stammes Benjamin in das Westjordanland einzudringen suchten. Diese Vorfahren kommen aus der syrischen Wüste; es sind Sippen, die sich in jenem Raum aus größeren Verbänden abgelöst haben und die nun Siedlungsraum suchen. Dieses Unternehmen bringt sie mit einer Gruppe von Sippen zusammen, in der wir die Vorfahren des Stammes Ephraim erkennen. Das Unternehmen gelingt: der Siedlungsraum wird gewonnen und kann weiter ausgedehnt werden. Nach der Landnahme ändert sich auch das Verhältnis dieser beiden Sippengruppen: aus einem Bündnis, das einem unmittelbaren Ziel diente, wird ein Bund kultisch-religiöser Art. Die Sippengruppen formieren sich zu Stämmen, die stärkere als Stamm Ephraim, die kleinere und schwächere als Stamm Benjamin, wobei es natürlich nicht ausbleiben kann, daß der weitaus stärkere Stamm Ephraim infolge der engen Beziehungen und Bindungen in zunehmendem Maße an Einfluß gewinnt. Dieser Einfluß wird schließlich zu einer Vorherrschaft und endet (um 1100 v. Chr.) mit dem „völligen Verlust der stammesmäßigen Selbständigkeit Benjamins“. Dieser Zustand ändert sich wieder unter dem aus Benjamin kommenden König Saul. Der Geburtsstamm des Königs erhält seine Selbständigkeit wieder. Die Gegnerschaft Benjamins gegen David scheint sich hauptsächlich auf die Person des Königs gerichtet zu haben und nicht gegen die politischen Pläne der Einbeziehung der Nordstämme in ein Königtum aus dem Stamme Juda. So erklärt es sich auch, warum Benjamin im Gegensatz zu den anderen Stämmen des Nordens unter König Rehabeam sich auf die Seite Judas stellt. Und selbst nach der Katastrophe des Jahres 587 v. Chr. spielt dieser nach 1 Samuel 9, 21 „kleinste unter den Stämmen Israels“ eine eigene Rolle. Man kann dem gelehrten Verfasser, dem für diese ausgezeichnete Studie dankende Anerkennung gebührt, nur beipflichten, wenn er abschließend (S. 172) sagt: „Die Geschichte Israels, ja des ganzen jüdischen Volkes, ist unlösbar mit der Geschichte Benjamins verbunden.“ O. K.

Marcel Simon: Die jüdischen Sekten zur Zeit Christi. Einsiedeln-Zürich-Köln 1964. Verlag Benziger. 154 Seiten.

Der Straßburger Professor für Religionsgeschichte gibt in dieser kleinen Studie einen anschaulichen, die Quellen kritisch nachzeichnenden, kurzen und allgemeinverständlichen Bericht über die verschiedenen Richtungen des Judentums zur Zeit Christi. Der Titel „Sekte“, der leicht falsch aufgefaßt werden könnte, wird im Eingangskapitel genau auf den Bedeutungsumfang festgelegt, den er etwa bei Josephus im Wort *haireisis* hat. Besonders eingehend wird die Bundesgemeinschaft von Qumran besprochen. Verf. erörtert auch die Frage der Beeinflussung des Christentums durch die jüdischen Sekten und schreibt dabei insbesondere dem alexandrinischen Judentum mit seinem Streben nach Verbindung von biblischer Offenbarung mit griechischem Denken nachhaltigen Einfluß auf die Entwicklung der frühen Kirche zu.

Denen, die im Geiste des FR die Annäherung des Gottesvolkes beider Testamente erscheinen, sei das kleine Buch sehr empfohlen; die gegenseitige Kenntnis fördert das Verständnis füreinander. Viele Christen werden insbesondere die Korrektur des ihnen normalerweise geläufigen Pharisäerbildes als Gewinn aus der Lektüre mitnehmen. „Der evangelische Befund ist gewiß nicht ganz falsch, da es in den Reihen der Pharisäer bestimmt Heuchler und Frömler gegeben hat.

Aber das Bild ist nicht vollständig und vor allem einseitig. Es wäre zweifellos ebenso ungerecht, darin die glaubwürdigste Darstellung des Pharisäers zu sehen, wie wenn man mit Hilfe von Tartuffe einen Katholiken charakterisieren wollte“ (S. 35). Auf die „Lichtseiten“ der Pharisäer wird von Simon nachdrücklich hingewiesen (worüber sich K. Thieme gefreut haben würde; vgl. FR XIV, 74a). R. P.

Eva Strommenger — Max Hirmer: UR. München 1964. M. Hirmer-Verlag. 48 Seiten u. 38 Bildtafeln.

Wer zu dem kleinen kostbaren Bändchen greift in der Erwartung, er könne sich hier im Stil von „Die Bibel hat doch recht“ über Abraham und seine Heimat unterhalten lassen, mag enttäuscht sein. Der aufgeschlossene Leser jedoch, der bereit ist, unter der behutsamen und sachkundigen Führung von E. Strommenger und mit Hilfe der wunderbaren Fotografien von M. Hirmer in eine eigenständige Kultur, die sich bis ins vierte Jahrtausend zurückverfolgen läßt, einzudringen, dieser Leser wird an dem Bändchen seine helle Freude haben. Sofern er auf Abraham und Israel schauen will, mag es ihm nach dem Studium des Bändchens besser gelingen, das Volk der Bibel in den Kreis der eigenständigen Kulturen ringsum einzuordnen. Wie die Verf. sachkundig berichtet, ist die Frage, ob das ausgegrabene Ur Abrahams Heimat sei, in der Forschung noch kontrovers und wohl eher negativ zu entscheiden. R. P.

Leopold Zunz: Jude — Deutscher — Europäer. Ein jüdisches Gelehrtenchicksal des 19. Jahrhunderts in Briefen an Freunde. herausgegeben und eingeleitet von Nahum N. Glatzer. Tübingen 1964. Verlag J. C. B. Mohr. = Schriftenreihe wissenschaftliche Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts, Bd. 11. 498 Seiten, 4 Tafeln.

Nahum Glatzer hatte schon 1958, ebenfalls als Veröffentlichung des Leo-Baeck-Instituts, einen umfangreichen Briefband vorgelegt: „Leopold and Adelheid Zunz. An Account in Letters.“ Inzwischen hat er 400 weitere Briefe von Leopold Zunz an seine Freunde in einer mustergültigen Edition erschlossen. Darüber hinaus bietet er in seiner ausführlichen Einleitung eine verständnisvolle Einführung in das Wirken und Werden von Leopold Zunz, der 1794 in Detmold geboren, 1886 in Berlin gestorben, einer der bedeutendsten jüdischen Gelehrten im 19. Jahrhundert war, ohne den Begründung und Entwicklung der Wissenschaft des Judentums nicht denkbar sind. Mit Recht betont Nahum Glatzer in seinem Vorwort, daß Zunz in seinem politischen Freiheitsstreben sich nicht allein auf die jüdische Gemeinschaft beschränkte, sondern sein Kampf ums Recht ein allgemein menschliches Anliegen war. Die Kompromißlosigkeit seines Charakters verurteilte ihn freilich dazu, seinen Weg als einzelner gehen zu müssen. Weder der den modernen Forschungsmethoden und Ergebnissen abholden Orthodoxie noch der religiösen Reform, die weitgehend im äußerlichen verharnte, konnte sich Leopold Zunz zugehörig wissen. Der gegebene Wirkungsplatz wäre für Zunz ein Lehrstuhl an einer der deutschen Universitäten gewesen. Aber dazu fehlte es an den nötigen inneren Voraussetzungen. Die christlichen Gelehrten sahen im Judentum weitgehend einen toten Stoff, Judentum war für sie etwas Abgetanes, daher kam für sie die Gründung eines judaistischen Lehrstuhls nicht in Frage. So mußte sich Zunz mit dem bescheidenen Posten als Lehrer und Direktor einer jüdischen Gemeindeschule, dann eines Lehrerseminars begnügen. Nicht durch seine Stellung, wohl aber durch seine Persönlichkeit und durch sein schriftstellerisches Werk hat er auf die Zeit und mehr noch auf die Zukunft der jüdischen Wissenschaft eingewirkt. In seiner Einleitung geht Nahum Glatzer auf die Schriften von Leopold Zunz ein, analysiert sie und berücksichtigt dabei auch die Wertung des christlich-jüdischen Gegenüber durch Leopold Zunz. So erklärt die 1819 erschienene und im Konzept herausgegebene Schrift „Die Organisation der Israeliten in Deutschland“: „Der Israelit haßt den Christen nicht. Er scheut nur seinen Haß und seine Verfolgung... Verachtet den oberflächlichen antijüdischen Schriftsteller; aber

er haßt den Christen nicht.“ Glatzer bemerkt dazu, es habe Zunz sehr viel daran gelegen, „das Mißtrauen zwischen Jude und Christ aus dem Weg zu räumen“. Wie die Briefe selbst zeigen, sieht Zunz den Grund für dieses Mißtrauen vor allem in der Enge theologischer Anschauungen. Er bekämpft jede Art von Konfessionalismus. Als Haupthindernis freier Begegnung erscheint ihm die Persönlichkeit des Papstes; es ist dabei zu erinnern, daß wir uns im Zeitalter Papst Pius' IX. befinden, der sich nach anfänglicher Sympathie für die liberalen Tendenzen seiner Zeit unter dem Eindruck der 48er-Revolution mehr und mehr liberalismusfeindlich gab. Im Kirchenstaat allein bestand noch das Ghetto. Papstfeindliche Äußerungen von Leopold Zunz besagen daher noch nichts über sein Verhältnis zum christlich-jüdischen Gegenüber. Seine Kritik an der Stellung des Papstes muß im Zusammenhang mit seiner Reserve auch gegenüber jüdischen Persönlichkeiten gesehen werden. Die Frage nach Toleranz beschäftigt ihn immer wieder. Auch bei den großen jüdischen Gelehrten der Vergangenheit erkennt Zunz Zeugnisse der Intoleranz. So findet er, daß Raschi nicht tolerant sein konnte. Er war „zu sehr Rabbiner“, als daß ihm „die edle, der Menschen Irrtum schonend ertragende Weisheit“ zugeschrieben werden könnte. Als Zeuge des ersten Kreuzzuges mußte er „ein theologischer und politischer Gegner der christlichen Völker“ sein. Die Sonderstellung des Juden in der außerjüdischen Welt gab Zunz zu schaffen. Ursprünglich apologetische Anliegen sind es, die ihn vielfach zu seinen wissenschaftlichen Untersuchungen veranlassen. Das gilt für seine Forschungen über die Namen der Juden, veranlaßt durch die 1836 erlassene königlich-preussische Kabinettsorder, die den Juden untersagte, jüdische durch christliche Namen zu ersetzen. Zunz wies die Tradition auch sogenannter christlicher Namen bei den Juden des Mittelalters nach. Er folgerte, es gäbe eigentlich gar keine christlichen Namen, sondern die von den Christen geführten Taufnamen seien entweder biblisch, also christlich und jüdisch zugleich, oder ursprünglich aus dem Heidentum stammend. Daher könne gegen die Verwendung dieser Namen kein Bedenken erhoben werden. Die feierliche Namengebung bei der Beschneidung erklärt Zunz aus der Ghettosituation der Juden. Apologetisches Interesse bewegte ihn auch bei der Niederschrift seiner gottesdienstlichen Vorträge der Juden. Gegen das preussische Verbot, in den Synagogen deutsche Predigten zu halten, machte Zunz in dieser Schrift geltend, daß die Predigt in der Landessprache in vielen jüdischen Gemeinden, z. B. Italiens, längst geübt und Tradition sei. Sein reifstes Werk aber war seine synagogale Poesie. Außer der sorglichen Einleitung gibt Glatzer auch eine Übersicht über die Quellen seiner Briefsammlung. Sie ist gedacht als Ergänzung zu dem ersten Band der Briefe von Leopold und Adelheid Zunz, die daher auch in der vorliegenden Sammlung nicht mitberücksichtigt werden. Die Briefe selbst sind ziemlich knapp gehalten, geben aber trotz dieser gedrängten Form nicht nur einen Einblick in Hoffnungen und Enttäuschungen von Leopold Zunz und seinen Freunden, sondern sind auch ein guter Spiegel der innerjüdischen Auseinandersetzungen im 19. Jahrhundert, vor allem innerhalb des deutschen Judentums. W. E.

W. P. Eckert / E. L. Ehrlich: Judenhaß — Schuld der Christen?!: Versuch eines Gesprächs. Essen 1964. Verlag Hans Driewer. 525 Seiten.

I. Eckert-Ehrlich: Das Buch, das 1964 unter diesem Titel von Eckert und Ehrlich herausgegeben wurde, verdient mehr als eine bloße Besprechung. Dieses Buch ist ein Denkmal für das gewaltige Ringen des christlichen Lebens angesichts des Judentums. Es ist ein Dokument von historischer Bedeutung, weil in der Darstellung des jüdisch-christlichen Verhältnisses die ganze Krise der katholischen Kirche offenbar wird. Mit Recht ist es deshalb dem Gedächtnis Karl Thiemes gewidmet, der sich sehr um die Erneuerung der Kirche bemüht hat.

Es ist eine Sammlung von über zwanzig Studien jüdischer und christlicher Autoren. Dennoch trägt es deutlich das persönliche

Gepräge der beiden Herausgeber Eckert und Ehrlich. Vertreter des katholischen und jüdischen Typs, wie es im Laufe der Geschichte seine Ausprägung gefunden hat. Der Ausländer ist W. Eckert zunächst dankbar, daß er, nach dem Tode von Karl Thieme, in die Rundbrief-Arbeit eingetreten ist. Eckert ist ein Mann von ungeheurer Arbeitskraft. Seine Arbeiten für den „Rundbrief“, die „Monumenta Judaica“, und jetzt das Buch über den „Judenhaß“ bezeugen es.

Eckert ist ein systematischer Theologe, durchdrungen von einer thomistischen Denkweise. Er ist nicht der Sucher, der Thieme war, er ist weniger Künstler trotz seines großen und sachkundigen Interesses für die Literatur. Seine starke Objektivität wird wohlthuend erwärmt von einer tiefen Liebe zum jüdischen Volke. Seine Bildung ist beneidenswert.

Der bewegliche Ehrlich beherrscht nur schwer die Kräfte seines sensiblen Temperamentes. Seine Sensibilität läßt ihn oft leiden. Er schaut mit prophetischem Blick in die Geschichte. Das menschliche Leid geht ihm sehr nahe, und es ist sehr beeindruckend, wie ihn in seiner bewegten Liebe zum Menschen das menschliche Drama beunruhigt, das sich unter den Christen abspielt, wie auch der innere Zwiespalt der Kirche, der so unerwartet und unwiderlegbar zum Ausdruck kommt in der großen Wende der Kirche gegenüber den Juden.

II. Überblick: Kann ein Deutscher sich ein Buch denken, das nicht systematisch aufgebaut ist? „Judenhaß“ ist ein Symposium von jüngeren und älteren Juden und Christen, die sich Israel verbunden fühlen und für die das Drama der jüdisch-christlichen Verhältnisse zu einer persönlichen Beunruhigung geworden ist. Es enthält historische Beiträge, theologische Aufsätze, kulturhistorische Essays, Reportagen über die aktuellen Ereignisse, Zusammenfassungen von Studien über Liturgie und Katechese und über ökumenische Probleme. Es ist aber keine Anthologie. Eckert und Ehrlich nennen es den „Versuch eines Gesprächs“. Die Zusammenarbeit dieser beiden hat zweifellos die Bedeutung eines Gesprächs. Die Anzahl von Juden aber, die zu Wort kommt, ist nur gering, und eigentlich liefern sie nur Veröffentlichungen, die bereits anderswo erschienen sind. Eckert und Ehrlich sind der Meinung, daß ein Gespräch möglich sein muß, weil Juden und Christen einander viel zu sagen haben. Sie erkennen aber die fast unüberwindbaren Hindernisse. Diese werden zusammengefaßt in vier Gruppen:

1. die religiösen Vorurteile
2. die einstige Interpretation des Alten und Neuen Testaments
3. das Teufelsbild, das der Volksglauben sich von den Juden geformt hat
4. die totale Entfremdung beider Seiten.

Auf Grund dieser Kategorien haben sie die Aufsätze auf sechs Kapitel verteilt:

- I. Fragen der Geschichte
- II. Das Bild der Juden in der Verkündigung
- III. Das religiös bestimmte Bild vom Juden
- IV. Legenden aus dem Haß
- V. Die Stellung der Kirche zu den Juden im Licht des Konzils
- VI. Möglichkeiten und Grenzen des Gesprächs

Ungeköstelt ist diese Systematik nun gerade nicht. Der Untertitel bringt die Gefahr mit sich, den Gedankenaustausch mit den Juden als eine Weiterführung des ökumenischen Gesprächs zu sehen. Mit Recht schließt die Sammlung mit der Bemerkung:

„Das christlich-jüdische Gespräch ist also nicht das Vergleichen und Abstimmen zweier Glaubensbekenntnisse.“

Ebensowenig ist dies der Fall beim Gespräch mit den anderen Kirchen. Die Kirche ist zuerst eine Lebensgemeinschaft, nicht eine Lehrgemeinschaft. Anders aber verhält es sich im jüdisch-christlichen Gespräch, weil das Jude-sein sich nicht auf eigene Wahl gründet. Jude-sein bedeutet zu einer Schicksalsgemeinschaft gehören, es ist ein Auserwähltsein. Es liegt eine tiefe